

22. Sonntag: Wo mein Platz ist

Lesung: Jer 20,7-9

Evangelium: Mt 16,21-27

Die Urlaubszeit neigt sich dem Ende zu, für viele ist sie schon wieder vorbei, und ich wünsche allen, dass sie sich gut erholt haben. Es mag ja Menschen geben, die sich darauf freuen, wieder in die Arbeit zu gehen, bei mir ist das meistens nicht so.

Wohl freue ich mich sehr, wenn ich nach einer Zeit der Abwesenheit die vertrauten Menschen hier wieder sehe, mit denen ich nun schon viele Jahre ein Stück des Lebens gemeinsam gehen darf.

Aber der Arbeit mit den Mühen und den Ärgernissen, die sie halt auch mit sich bringt, steht doch noch so lebhaft diese schillernde Erwartung gegenüber, mit der man vorher dem Urlaub entgegen sieht:

Zeit haben, ausspannen, nichts, was einen unter Druck setzt, wegfahren können, Neues erleben, Eindrücke sammeln, endlich die eine oder andere notwendige Reparatur am Haus schaffen ... was stellt man sich nicht alles vor, was nun sein könnte.

Und dann ist der Urlaub da, aber irgendwie wird's doch nicht so, wie man – zugegeben ein wenig diffus – davon geträumt hatte. Zu dem einen hat man momentan keine Lust, das andere ist dann doch zu teuer, mal spielt das Wetter nicht mit und dann klappt's mit einem Termin nicht. Und unerbittlich läuft der Count Down, Tag um Tag rückt das Urlaubsende näher. Und bis man sich's versieht, heißt es aufs neue: Ärmel hochkrempeln und an die Arbeit.

Manche verschieben ihre enttäuschten Urlaubshoffnungen folglich auf die Zeit der Rente. Sie zählen die Jahre, bis es so weit ist, und dann, wenn der Druck der Arbeit endgültig vorbei ist, dann soll all das endlich geschehen, was man sich so lange schon erhofft und erwünscht hat.

Ob es so klappt, das kann ich natürlich nicht sagen. Aber ich habe schon manches Rentnerehepaar getroffen, das meinte: Irgendwie haben wir uns

alles ganz anders vorgestellt.

Und langsam wächst so die Erkenntnis: Wir können nicht raus aus unserer Haut. Der Traum von einem Leben, das ganz anders ist als das, was wir führen, er wird wohl ein Traum bleiben. Zwar gibt es wohl Menschen, die als Forscher in fremde Länder ziehen und ihren eigenen Rhythmus entwickeln, aber das ist dann halt ihre Haut und ihr Leben, das ist der Platz, für den sie gemacht sind, nicht ich.

Wir haben hier unseren Platz und unsere Aufgabe, auch wenn ein weißer Sandstrand uns immer wieder träumen lässt von einem Leben, das nicht unser Leben ist.

Und wenn ich es näher bedenke, dann sollte ich damit recht zufrieden sein, denn es könnte auch schlimmer kommen. Zwei recht prominente Beispiele führen uns dazu die heutigen Schriftlesungen vor Augen:

Da ist zunächst der Prophet Jeremia. Er ist der Prophet des Untergangs, hat seinem Volk auszurichten, dass alles, wenn's so weiter läuft, in den Graben geht. Beliebt macht er sich dadurch nicht. Im Gegenteil. Seine eigenen Verwandten schämen sich seinetwegen und planen einen „Ehrenmord“, der Gott sei Dank misslingt.

Auf der Straße verspotten ihn die Leute und rufen ihm als Spitzname „Gewalt und Unterdrückung“ hinterher. Der König interpretiert seine Auftritte als Wehrkraftzersetzung, lässt ihn in der Kaserne internieren und nimmt den Plan eines Untergebenen, Jeremia umbringen zu wollen, unwidersprochen zur Kenntnis.

Ich kann es verstehen, wenn Jeremia seine Rolle – entschuldigen sie den Ausdruck – zum Kotzen findet. Aber auch er kann nicht heraus aus seiner Haut: *„Sagte ich aber: Ich will nicht mehr an ihm (Gott) denken und nicht mehr in seinem Namen sprechen!, so war es mir, als brenne in meinem Herzen ein Feuer, enggeschlossen in meinem Inneren. Ich quälte mich, es auszuhalten, und konnte nicht.“* (Jer 20,9)

Wie gerne hätte Jeremia wohl mit jedem von uns getauscht. Aber glauben sie, irgend jemand hier wüsste dann, wer der „Jeremia“ ist? Seine Rolle ist untrennbar mit dieser tragischen Aufgabe verbunden. Er ist der letzte

große Mahner vor der Katastrophe. An diesen Platz hat Gott ihn gestellt. Und er – oder keiner – wird diese Aufgabe erfüllen.

Und was hat er davon außer Spott, Einsamkeit und Depressionen? – Die besten Chancen, wenn´s drauf ankommt, wenn´s um Alles oder Nichts geht, wenn das passiert, was Jesus im Evangelium ankündigt: *„Der Menschensohn wird mit seinen Engeln in der Hoheit des Vaters kommen und jedem Menschen vergelten, wie es seine Taten verdienen.“*

Und damit sind wir auch schon bei dem anderen Beispiel, in dem ein Mensch nicht aus seiner Haut heraus kann, auch wenn er es möchte: Jesus selbst ist es, der Sohn Gottes, von dem man doch meint, er kann alles, was er will, der die Perspektive auf sein schreckliches Ende lenkt. Wie sehr er es selbst fürchtet, zeigt spätestens seine Angst am Ölberg. Und doch geht er bewusst diesen Weg.

Ein Gedanke, der für seine Mitmenschen, allen voran Petrus, so schrecklich ist, dass er – fast schon komisch – für ihn die Gnade Gottes erbittet: *„Gott soll dir gnädig sein, Herr. Das soll dir keinesfalls passieren.“*

Eigentlich ein wenig scharf, dass Jesus ihn deshalb gleich mit „Satan“ tituliert. Aber damit schlägt er einen Bogen zu jener Versuchung, mit der Jesus sich selber schon am Anfang seines Weges konfrontiert sah: Mit allzu weltlichen Vorstellungen davon, wie er seine Gottheit zeigen sollte, wollte der Versucher ihn damals von seinem Weg abbringen. Und es ist der gleiche Versucher, der nun mit Petrus Jesus von dem Weg abbringen will, auf den er jetzt konkret seinen Blick lenkt.

Und es ist wohl die gleiche Versuchung, die auch uns verlockt, liebe Schwestern und Brüder, das Leben, das wir haben und wo unser Platz ist, gering zu achten und von einem Leben zu träumen, das nie unser Leben sein wird.

Unser Leben ist hier. Die Gesichter, die vor ihnen auftauchen, wenn sie die Augen schließen, die sie sehen werden, wenn sie dann heim kommen, die sind Teil unseres Lebens.

Ihre Stärken und Schwächen, ihre netten und ihre nervigen Eigenarten prägen unser Leben und sind Teil unserer Aufgabe. Nirgendwo sonst könnten wir sie erfüllen.